

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 49 (2006)

Artikel: Zehn Jahre Stipendium der Stiftung Lydia Eymann, Langenthal

Autor: Etter, Lukas

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071473>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

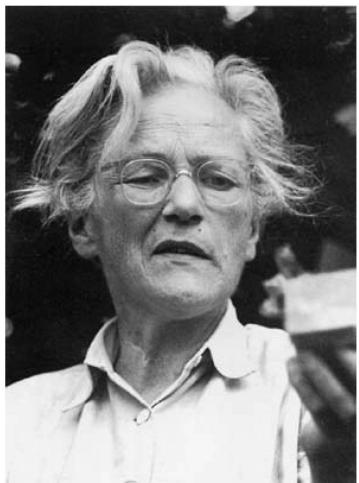
Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zehn Jahre Stipendium der Stiftung Lydia Eymann, Langenthal

Lukas Etter

Die Stiftung und ihre Stifterin



LE – Lydia Eymann

Am 1. März 1972 starb in Langenthal nach schwerer Krankheit Lydia Eymann. Dies gab den Anlass zur Gründung der Stiftung Lydia Eymann. Sie war als jüngste von drei Töchtern des Langenthaler «Bären»-Wirtepaars Friedrich Robert Eymann und Anna Maria Sommer am 14. Juni 1906 geboren worden. Sie behauptete später, der Vater hätte lieber einen Jungen gehabt, deshalb habe er sie wie einen Knaben erzogen. Der «Bären» war für das gesellschaftliche Leben Langenthals eine wichtige Adresse, weshalb Lydia in einer vornehmen Welt aufwuchs. Einmal im Jahr reiste sie mit Mutter und Schwestern nach Nervi (Italien) in die Ferien, was als äusserst exklusiv galt. Doch ihre Eltern verkauften bald den «Bären» (die beiden Schwestern waren inzwischen verheiratet) und zogen mit ihr nach La Tour-de-Peilz am Genfersee. Mit dem Vater ging Lydia oft fischen und jagen; von diesen Erlebnissen rührte die grosse Naturverbundenheit, die ihr weiteres Leben prägte. Nach dem Tod des Vaters zogen Mutter und Tochter 1928 zurück nach Langenthal und liessen an der Aarwangenstrasse 55 ein Haus bauen. Lydia Eymann machte Sprachaufenthalte im Welschland und in England, bevor sie ihre künstlerischen Fertigkeiten an Kunstgewerbeschulen in Genf und Paris weiter ausbaute. Im Auto bereiste sie zudem diverse europäische Länder (mit einer Vorliebe für Skandinavien) und stellte sich bei Kriegsausbruch als Rotkreuzfahrerin zur Verfügung. Obwohl sie immer wieder bissige Kritik am Dienstbetrieb äusserte, führte sie diese «Karriere» bis zum Offiziersrang. Die Jahre nach dem Krieg waren ausgefüllt mit kunsthistorischen Studien, fotografischen Experimenten, Betreuung der Fischereigewässer

Der erste Stiftungsrat

Valentin Binggeli, Präsident
Clara Vogelsang-Eymann,
Vizepräsidentin
Heidi Meyer
Marianne Zurlinden
Werner Voellmy
Hermann Uhlmann
Willi Wiedemeier

und der Verwaltung ihres Liegenschaftsbesitzes. Lydia Eymann, in Langenthal bekannt als «LE», fühlte sich ihrer Heimatgemeinde stark verbunden. Ihre kritische Anteilnahme am Dorfgeschehen bekundete sie oft im «Langenthaler Tagblatt» oder in der Fasnachtszeitung; in humorvoll-ironischer, geistreicher Sprache – aber auch hart und unbirrt – trug sie manches Gefecht mit Langenthals Obrigkeit aus. Auch sonst liess sie es sich nicht nehmen, direkt und unbequem zu sein, wenn sie sich etwa für Gewässer- und Naturschutz oder Heimat- und Denkmalschutz in ihrer Heimatregion einsetzte. Hinter dem spröden, burschikosen Ge-
habe, das ihr manches Vorurteil eintrug, verbarg sich – so berichten die Leute, die ihr nahegestanden haben – ein äusserst feinsinniger Mensch und eine tapfere, aber einsame Frau.

Testamentarisch hatte Lydia Eymann die Errichtung einer Stiftung unter ihrem Namen verfügt. Unter Mitwirkung ihrer Schwester Clara Vogelsang geb. Eymann wurde der Stiftung ein ansehnliches Vermögen ge-
widmet, welches aus Liegenschaften, Wertschriften, einer Bibliothek mit rund 5000 Bänden und einer umfangreichen Foto- und Filmausrüstung bestand. Zweck der Stiftung war einerseits die Verwaltung des gewidmeten Vermögens, andererseits die fachgerechte Betreuung der Bibliothek, welche in der Liegenschaft an der Aarwangenstrasse 55 der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt werden sollte. Der Bücherbestand war Ausdruck der besonderen Persönlichkeit von Lydia Eymann: Ihre Vorlieben galten der Fischzucht, der Fotografie sowie Kunst und Naturwissenschaften. Eine Ausleihe der Bücher wurde ausdrücklich ausgeschlossen. In den übrigen Räumlichkeiten der Liegenschaft sollte eine öffentliche Bibliothek untergebracht werden. Die notwendigen baulichen Massnahmen wurden ausgeführt, und am 30. August 1974 konnte in den Räumlichkeiten an der Aarwangenstrasse 55 die Gemeindebibliothek eröffnet werden.

Trotz grossen Anstrengungen des Stiftungsrates wurden sowohl die Lydia-Eymann-Bibliothek als auch die Gemeindebibliothek wenig besucht. Im Jahre 1980 zog die Gemeindebibliothek aus. Die freien Räumlichkeiten im Erdgeschoss wurden an die Gemeinde Langenthal vermietet, welche diese noch heute als Kindergarten benutzt. Im Jahre 1987 beschloss der Stiftungsrat eine erste Abänderung des Stiftungszwecks; Bücher sollten auch ausgeliehen werden können. Im Mai 1990 wurde diese Änderung durch die Justizdirektion des Kantons Bern genehmigt.

Der Stiftungsrat 1993

Marianne Zurlinden, Präsidentin
Valentin Binggeli, Vizepräsident
Werner Voellmy
Samuel Hermann
Manfred Todt
Julia Moser
Heidi Meyer
Christian Kleeb
Martin Stauffer

Das Stipendium

Auf das Geschäftsjahr 1993 hin fand im Stiftungsrat eine grosse Röchade statt. Trotz der im Jahre 1987 vorgenommenen Änderungen entsprach der Stiftungszweck nicht mehr den damaligen Bedürfnissen. Deshalb nahm sich der neue Stiftungsrat der weiteren Umgestaltung der Stiftung an. Da die Stadt Langenthal inzwischen über eine vorzügliche Regionalbibliothek und über Mittelschulbibliotheken verfügte, nahm die Bedeutung der Lydia-Eymann-Bibliothek zusehends ab. Ein durch Robert Barth, Direktor der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern, erstelltes Gutachten bestätigte die Auffassung des Stiftungsrates, dass die Bibliothek in dieser Form nicht mehr erhaltenswert sei. Im Oktober 1993 beschloss der Stiftungsrat, sie aufzulösen. In den nachfolgenden Monaten befassten sich die Verantwortlichen intensiv mit der Neuorientierung der Stiftung und der Definition eines neuen Stiftungszwecks. Einerseits sollte dieser dem Gedankengut der Stifterin entsprechen, andererseits wollte man nachhaltig Bedürfnisse aus dem Bereich Kunst und Kultur erfüllen.

Bereits im Herbst 1994 wurden die Statuten der Stiftung revidiert und von der Stiftungsaufsicht genehmigt. Der Hauptzweck lautet neu: Die Liegenschaft an der Aarwangenstrasse 55, oder Teile davon, sollen Kulturschaffenden zur Verfügung gestellt werden. Die Kulturschaffenden sind mit Stipendien aus dem Ertrag des Stiftungsvermögens finanziell zu unterstützen. Der neue Stiftungszweck bedingte, dass die Bibliothek umgebaut wurde. Im Laufe des Jahres 1995 entstand darin ein grosszügiges Studio. Das erste Stipendium sollte an einen Schriftsteller oder eine Schriftstellerin vergeben werden. Gleichzeitig wurden durch den Stiftungsrat die Rahmenbedingungen für die Vergabe des Stipendiums festgesetzt: Das Studio in der Liegenschaft an der Aarwangenstrasse 55 wird Kulturschaffenden unentgeltlich zur Verfügung gestellt. An die Lebenshaltungskosten wird ein monatlicher Beitrag von 3000 Franken geleistet. Das Stipendium dauert ein Jahr und soll eine Periode unabhängigen Schaffens ermöglichen. Eine Beteiligung am kulturellen Leben Langenthal ist erwünscht. Im Herbst 1995 erfolgte die erstmalige Ausschreibung des Stipendiums. Unter den verschiedenen Bewerbungen entschied sich der Stiftungsrat für Nicole Müller; sie zog im April 1996 im Studio in Langenthal ein.

Der Stiftungsrat 2006

Martin Stauffer, Präsident
Annette Geissbühler-Sollberger,
Vizepräsidentin
Thomas Witschi
Roland Binz
Urs peter Geiser
Elisabeth Schmidiger
Rosemarie Wagner Bernhard
Adrian Neuhaus

Die Bilanz

Auf Nicole Müller folgten bis zur Stunde neun weitere Autorinnen und Autoren. Die Auswahlkriterien haben sich bis heute wenig geändert. Bewertet werden folgende Punkte: noch nicht arriviert, Schreibtalent, innere Leidenschaft und die Notwendigkeit finanzieller Unterstützung. Eine Arbeitsgruppe, die aus drei Mitgliedern des Stiftungsrates besteht, sichtet die eingegangenen Bewerbungen und trifft eine Vorauswahl mit vier oder fünf Kandidaten. Diese werden alle für denselben Tag nach Langenthal eingeladen und nacheinander vom Stiftungsrat angehört, worauf jedes Mitglied eine persönliche Rangliste erstellt. Der beste erhält vier bzw. drei Punkte, die folgenden immer einen Punkt weniger. Schliesslich werden die Punkte zusammengezählt und der neue Stipendiat, die neue Stipendiatin wird erkoren. War es in den ersten Jahren trotz Inseraten in entsprechenden Publikationen noch schwierig, genug Bewerbungen zu erhalten, treffen diese in den letzten Jahren sehr zahlreich ein. Offenbar hat das Lydia-Eymann-Stipendium in den zehn Jahren seines Bestehens einen guten Ruf erhalten. Das hat den Stiftungsrat dazu bewogen, das Stipendium vorläufig weiter an Autorinnen und Autoren zu vergeben. Dafür spricht auch die Tatsache, dass es für bildende Künstler schwierig wäre, in der Liegenschaft an der Aarwangenstrasse zu arbeiten, da kein Atelier zur Verfügung steht.

LEteratur: Das Jubiläum

Müssen wir darüber reden? Immer über alles REDEN. Wie ich es hasse, dieses Reden-Müssen über alles und jedes. (...) Redenredenreden!

Mit diesem Zitat aus dem Stück «Top Kids» von Stipendiatin Marianne Freidig eröffnete Moderator Gabriel Vetter in medias res den Samstagabend, 25. März 2006. Die Stiftung Lydia Eymann hatte zum öffentlichen Anlass LEteratur – einem Hybrid aus Lesung, Interview und Diskussion – in den Barocksaal des Hotels Bären in Langenthal eingeladen, zum Anlass des zehnjährigen Bestehens ihres Stipendiums. Acht von zehn Stipendiaten waren der Einladung gefolgt. «Müssen wir darüber reden?», fragte sich also Moderator Vetter. Links und rechts flankierten



Jubiläumsanlass am 25. März 2006. Slam-Poet Gabriel Vetter führt mit viel Witz durch den Abend. Fotos Margrit Kohler

ihn Nicole Müller, Barbara Traber, Marianne Freidig und Lukas Bärfuss; der Saal war fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Das «Darüber-Reden», das öffentliche Erläutern und Erklären, Begründen und Verteidigen der eigenen Texte, der eigenen Schreibtätigkeit gar – all dies machte der Moderator zum roten Faden für einen Podiumsanlass. Dieser organisierte sich dergestalt, dass zweimal je vier der acht ehemaligen Lydia-Eymann-Stipendiatinnen und -Stipendiaten zuerst kurz vorgestellt wurden und dann einen fünfminütigen Ausschnitt aus einem ihrer Werke vorlasen, um sich anschliessend über eben dieses Thema und auch ihren Bezug zu Langenthal zu unterhalten.

Barbara Traber etwa las aus ihrem neusten Mundartband, dessen Titel «Härzchlopfe u weichi Chnöi» sich für den Ostschweizer Moderator als Zungenbrecher herausstellte. Die älteste der Podiumsteilnehmer hatte ihre Zeit in Langenthal in ausgesprochen positiver Erinnerung. So hat sie etwa den «Tulpenbaum» im Garten des Lydia-Eymann-Hauses in einer gleichnamigen Geschichte verarbeitet, die 1998 erschienen ist. Auch wenn sie heute im Zug nach Zürich fahre, setze sie sich so hin, dass sie im Vorbeifahren den Tulpenbaum grüssen könne, verriet die Bernerin. «Zudem esse ich heute farbiger, nämlich aus Langenthaler Bopla-Geschirr.» Nüchtern blickte die Zürcherin Nicole Müller auf ihr Jahr an der Aarwangenstrasse 55 zurück, das sie im Frühling 1996 als erste Stipendiatin begonnen hatte. Sie habe hier ihren Kaufhausroman «Kaufen!» begonnen, sei aber nicht richtig vorangekommen. «Das lag wohl eher an mir als am Ort», relativiert sie. Nichtsdestotrotz war «Kaufen!» 2004 doch noch erschienen, und Nicole Müller las eine Passage daraus vor. Marianne Freidig wartete mit zwei Kostproben aus ihren Kolumnen aus der «Wochenzeitung» auf, für die sie während geraumer Zeit geschrieben hatte. Ihr sei es im Langenthaler Jahr in erster Linie um das Schreiben gegangen, sehr viele Kontakte habe sie von diesem Jahr nicht mitgenommen, meinte die dreifache Mutter. Noch etwas drastischer formulierte es Lukas Bärfuss: «Mir war die Umgebung, ehrlich gesagt, ziemlich wurst.» Negativ solle das aber nicht tönen, vielmehr wolle er damit unterstreichen, dass er tagelang fast ausschliesslich «in die Tasten gehämmert» habe. «Ich bin in Langenthal zum Schriftsteller geworden.» Bärfuss las je einen Monolog aus seinen Theaterstücken «Die sexuellen Neurosen unserer Eltern» und «Der Bus» und schloss seine Lektüre sinnigerweise mit dem Satz: «Nach drei Wochen wird es plötzlich still.»

Von links nach rechts: Magnusson, Finger, Vetter (Moderator), Kamber, Altwasser



Doch eigentlich still wurde es auch in der zweiten Runde nicht, zu der sich Volker H. Altwasser, Peter Kamber, Reto Finger und Kristof Magnusson auf dem Podium einfanden. Volker H. Altwasser las aus seinem unveröffentlichten Manuskript «Kaventsmänner» eine Passage vor, die den Alltag auf einem Hochseefischer-Kahn schildert. Altwasser bestätigte Veters Vermutung, dass die Schriftstellerei mit der Hochseefischerei frappante Ähnlichkeiten habe: In beiden Tätigkeiten wird hart gearbeitet, meist unter Abschottung vom öffentlichen Leben, bevor man sich mit einem Resultat an die Küsten – unter die Leute – wagt, um sich dem wohltuenden oder vernichtenden Urteil der Öffentlichkeit zu stellen. Peter Kamber hatte in Langenthal grosse Teile seines Romans über den Schweizer Geheimdienst im Zweiten Weltkrieg geschrieben. Aus dem bisher siebenhundert Seiten umfassenden Manuskript las er ein Kapitel, das die Schweizer Frontisten-Bewegung thematisierte – «vielleicht nicht ganz zufällig», meinte Kamber in Anspielung auf Langenthals Rechtsextremismus-Debatte.

Wie bei Altwasser betonte Vetter auch bei Reto Finger, dass er Berufserfahrung aus einer der belletristischen Literatur doch eher fremden Gattung in sein Schreiben einfließen lassen könne: Finger hat Recht studiert und hatte zur Zeit des Podiums eine begrenzte Anstellung am

Die zahlreichen Zuschauer im Barocksaal des Hotels Bären bedanken sich.



Peter Kamber nimmt von Annette Geissbühler und Rosmarie Wagner Bernhard (vorne) eine Blume entgegen.

Bezirksgericht Zürich. Er las einen szenischen Dialog aus seinem Stück «Fernwärme».

Der aktuelle Stipendiat Kristof Magnusson lieferte schliesslich eine Kostprobe aus seinem Debutroman «Zuhause», der im Sommer 2005 erschienen war. Der Deutsch-Isländer hatte vor dem Langenthaler Jahr bereits diverse Aufenthaltsstipendien antreten dürfen und konnte auch bereits von seinen Zukunftsplänen berichten; ein halbes Jahr nach seinem Auszug aus der Oberaargauer Metropole würde er für kurze Zeit als Stadtschreiber in Neu-Delhi tätig sein. In Bezug auf den Titel seines Erstlingromans meinte er: «Ich habe zwar nur eine Heimat, aber durchaus mehrere Zuhause – mal Berlin oder Hamburg, mal Reykjavík, Neu-Delhi oder Langenthal.»

Volker H. Altwasser schrieb in einem Rückmeldungs-Mail nach dem Anlass: «Zehn Jahre haben wir den Langenthalern nun gezeigt, dass Bücher nicht von Toten geschrieben werden. Dass Schriftsteller auch Menschen sind. Lassen Sie uns nun Phase zwei in Angriff nehmen. Von Langenthal aus müssen die Oltner, die Solothurner, die Luzerner diese Erkenntnis gewinnen können... Die Langenthaler Testphase dürfte als abgeschlossen betrachtet werden. Erfolgreich.»

Textauszüge



1996/1997: *Nicole Müller*
Geboren 1962 in Basel. Wurde 2002 mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Nebst dem Schreiben arbeitete und arbeitet sie in verschiedenen Berufsfeldern wie Werbeberatung oder Kulturmanagement. Lebt in Küsnacht ZH.

Aus: Nicole Müller, *Kaufen!*
Ein Warenhausroman.
Nagel&Kimche 2004

> Play

Momente sind es gewesen. Einzelne, flüchtige Momente, die mich an Hans geknüpft haben. Jener Tag zum Beispiel, an dem er mich anrief und aufs Wasser blickte. «Ich wandle hier über das Wasser», sagte er. Ich stand auf meinem Küchenbalkon am anderen Ende der Stadt und was ich sah, war das grüne Dickicht der Haselstauden, von dem ein feiner, feuchter, fast modriger Geruch aufstieg wie immer um diese Zeit des Jahres. «Ich wandle hier über das Wasser», sagte Hans und ich konnte ihn förmlich sehen, wie er auf seinem Sessel sass im Atelier, eine Hand unter die Achsel geklemmt, während er mit mir telefonierte und wahrscheinlich blinzelte er ein wenig, wenn er auf das helle Wasser hinaussah. «So? Wandelst du?», sagte ich und lachte und im Nachhall seiner Stimme wurde mir klar, dass ich ihn nicht vermisst hatte, nicht offiziell vermisst hatte, dass es mir gewissermassen nicht eingefallen wäre, ihn zu vermissen, weil ich eine Nomadin war und es mir seltsam erschienen wäre, einen Mann zu vermissen, dem ich vor allem beruflich verbunden war. Hans war noch kein Freund und ich vermisste ihn nicht, aber im Nachhall seiner Stimme an jenem Frühsommermorgen wurde mir schlagartig klar, dass es bereits eine Höhlung mit seinem Namen in meinem Leben gab. Eine Höhlung, die leergeblieben war, solange er mich nicht angerufen hatte, und dass diese Höhlung auf eine geheime, untergründige Weise verbunden war mit anderen Höhlungen. Mit der Höhlung der Firma, meinem dringenden Wunsch, zu schreiben, mit der Unmöglichkeit, mich beruflich zu finden und meinen Weg zu gehen, allein, ohne ihn oder dann vielleicht mit anderen. «Ich wandle hier über das Wasser», sagte Hans gutgelaunt ins Telefon und sofort schien es mir, als habe der Himmel eine andere Färbung, als sei das Blau um einige Schatten tiefer, als liege eine Verheissung in der Luft, die mein Leben klären könnte, wenn ich nur lang genug seiner Stimme lauschte. «Ich wandle hier über das Wasser», wiederholte Hans und ich lachte. «Alles klar», sagte ich. «Jesus oder eine eigene Sekte?», fragte ich und der Nachhall seiner Stimme tat mir gut, war wie ein Stück Brot, bei dessen Verzehr man erst so richtig begreift, wie hungrig man eigentlich gewesen ist. «Da ist eine Brücke», sagte Hans.



1997/1998: *Barbara Traber*
Geboren 1943 in Thun. Schreibt Gedichte und Romane, auf Berndeutsch wie auch Standarddeutsch. Arbeitet an Anthologien mit und übersetzt aus dem Englischen und Französischen. Lebt und arbeitet in Worb BE.

Barbara Traber: Unveröffentlichtes Gedicht

Bol

Bol auf der Insel Bra: Ort von dem wir träumen, ein Jahr im Voraus, ein Jahr im Nachhinein. Vergebliche Versuche im Winter die Sprache zu lernen, nicht anwendbare Sätze wie *Ahmed i Miliza slućaju radio*. Auf der Terrasse des Bijela Kuća bestellen wir bei *Ivane dvije kave i dva vinjac*, und wenn der Mond über dem Meer steht, die Fischerboote draussen sind und die Pinien rauschen, schlafen wir wie einst als Kind, von Träumen umspült. Das Kloster steht entrückt im mediterranen Licht, und auf dem kleinen Friedhof mit den steinernen Gräbern haben die Toten den schönsten Blick auf Meer und Hügel.

Diese helle Insel, Stein auf Stein die Häuser, jede Mauer ein kleines Kunstwerk. In den Gärten wilde Geranien, Feigen- und Pfirsichbäume, Duft nach Lavendel in den Kleidern der alten Frauen, wenn sie mit levantinischer Gelassenheit durch die Gassen gehen.

Diese Insel, wo der Rotwein *crno vino* heisst, schwarzer Wein, wo die Tomaten wie Tomaten schmecken, paradiesische *paradajzi*, wo die Bäume noch nicht krank sind und das Dorf jeden Morgen wie ein Wunder neu dasteht. Die gleichen Gesichter wie letztes Jahr und nächstes Jahr, und wie lange noch? Die alten Männer beim Kartenspielen, jedes Gesicht unverwechselbar, geprägt von Wind und Widerstand. Störend nur die Touristen, Tragflügelboote voll; wenig haben sie begriffen von uraltem Leid, von Geschichte und Kultur.

Manchmal peitscht auch im Sommer plötzlich die Bora das Meer auf, atemberaubend. Windstöße übertönen die Adria, fegen Teller und Gläser von den Tischen, und gefährlich schlagen Boote an die Hafenmauer. Die Fischer bleiben zu Hause, die Frauen beten, weil sie Männer und Söhne liebten, die nie mehr zurückgekehrt sind –.

Eines Tages vielleicht wieder auf den Steinplatten liegen in der Bucht weit hinter Zlatni Rat, den letzten Krieg und die Zeit vergessen, dem schwarz-weissen Schmetterling ins Auge blicken, die grün leuchtenden Käfer fliegen lassen, den Grillen lauschen, den Maestral auf dem sonnenheissen Körper spüren, im Rosmarin- und Pinienduft den Wolken nachträumen, bis sie hinter der Vidova Gora verschwinden.

Spätnachmittags auf dem grossen Platz ein Gläschen Travarica trinken und abends im Garten bei Freunden sitzen und mit ihnen die Liebe zur Insel teilen.



1998/1999: *Lukas Bärfuss*

Geboren 1972 in Thun. Ausbildung zum Buchhändler, seit dem Lydia-Eymann-Stipendium freier Schriftsteller. Schreibt erfolgreich Theaterstücke, Prosatexte und Übersetzungen. Nebst verschiedenen Auszeichnungen Wahl zum «Dramatiker des Jahres 2005» an den Mühlheimer Theatertagen. Lebt und arbeitet in Zürich.

Lotte Und wie soll das gehen. Mit diesem Selbstmord.
Alice Sag nicht Selbstmord. Sag Suizid. Ich reise in die Schweiz.
Rauche noch eine letzte Zigarette. Erhalte die fünfzehn Gramm Pentobarbital. Schlafe ein. Schluss.
Lotte Und warum musst du deswegen in die Schweiz.
Alice Weil das dort erlaubt ist.
Lotte Das glaube ich nicht. Die haben doch das Rote Kreuz gegründet. Die helfen den Leuten.
Alice Und deshalb hilft mir Gustav auch beim Sterben.
Lotte Und wie kommst du wieder zurück.
Alice Wie komm ich wohl zurück. Im Sarg.
Lotte Es gibt auch Urnen.
Alice Mir wärs am liebsten, es gäbe gar nichts, das an mich erinnert.
Keine Blumen, kein Leidzirkular, kein Grabstein, nichts.
Lotte Das geht doch nicht. Was werden die Leute denken.
Alice Kommst du mit.
Lotte Du musst alleine gehen.
Alice Was bist du feige.
Lotte Ich möchte einfach noch ein bisschen leben.
Alice Ich meine, kommst du mit in die Schweiz.
Lotte In die Schweiz. Was soll ich dort.
Alice Weiss nicht. Skilaufen. Oder mir die Hand halten. Du hast mich schliesslich zur Welt gebracht. Dann kannst du mich auch hinausbegleiten. Das bist du mir schuldig.
Lotte Was machen wir mit deiner Wohnung.
Alice Auflösen.
Lotte Vorher oder nachher.

Aus: Lukas Bärfuss, Alices Reise in die Schweiz. Unveröffentlicht



1999/2000: Christian Uetz
Geboren 1963 in Egnach. Autor von Gedichtbänden und Spoken-Word-CDs, beispielsweise «Nichte und andere Gedichte» (1999), sowie Prosa. Trägt seine Gedichte gerne vor Publikum vor. Lebt heute in Zürich.

Ich komme nicht zur Existenz. Ohne Wort komme ich nicht zur Existenz, und mit dem Wort komme ich auch nicht zur Existenz, sondern zur Nichtexistenz. Und alles Leiden ist das Leiden zur Geburt der Existenz, dass ich zur Existenz komme. Es ist nicht möglich, mir das einfach bewusst zu machen und damit zur Existenz zu kommen. Ich komme nicht zur Existenz, auch nicht bei noch so hellem Bewusstsein. Es genügt auch nicht, an Gott zu glauben und Gott zu denken, ich komme dennoch nicht zur Existenz. Ich komme nur zum Leiden daran, dass ich nicht zur Existenz komme, zur Existenz Gottes, der nicht existiert. Das scheint verkehrt, weil wir doch im Schein des Bewusstseins gerade nicht nicht zur Existenz, sondern nicht zur Nichtexistenz kommen, welche die Existenz ist. Das ist das schimmerndste Paradox, dass gerade dem Bewusstsein der Blitz fehlt, der die Existenz ist. Und schon dreht sich die Umkehr Nietzsches wieder um. Er hat geblitzt mit der Nichtexistenz, und hat in die Existenz eingeschlagen: Erst in der Nichtexistenz Gottes kommst du zur Existenz. Und also dadurch: die Nichtexistenz ist überhaupt die Existenz. Komme ich also jetzt zur Existenz? Komme ich selber, der ich von der kommenden Existenz schreibe, denn nun zur Existenz? Ich fühlte es während des Denkens des Gedankens, nun aber ist es schon wieder geflohen. Ich komme nicht zur Existenz. Es nützt nichts, den Gedanken zu denken. Obwohl er wahr ist, nützt er nichts und führt er zu nichts, das er ist. Und genau im Nichts des Worts ist die Nichtexistenz vergegenwärtigbar. Doch geschrieben oder gelesen oder gedacht ist es wie den Tod anderer sehen, nicht aber selber erfahren, solange ich nicht selber tot bin. Es geht aber ums Leben, und es kommt vom Wort. Ich komme ums Leben, wenn ich nicht zu Wort komme.

Aus: Christian Uetz, «Das Sternbild versing». Edition suhrkamp 2004



2000/2001: Marianne Freidig
Geboren 1968 an der Lenk.
Schreibt Hörstücke, Kurz-
geschichten, Kolumnen und vor
allem Theaterstücke. Ausgezeich-
net mit einer Reihe von Preisen
und Stipendien. Lebt und arbeitet
in St. Ursen.

Prolog: Heinz und Heidi haben gestern ein letztes Mal aus Nostalgie gekifft. Jetzt ist die Brockenhausphase vorbei, Heinz will nicht mehr im Sperma der Vorgänger schlafen und Heidi nicht mehr aus den Tassen irgendwelcher verstorbener Alten ihren morgendlichen Kaffee. Dafür wird jetzt gearbeitet. Die Möbel im Einrichtungsgeschäft Wildhorn sind nicht gerade billig. Heinz rackert also den ganzen lieben Tag. In Gedanken sind Heidi und Heinz bei ihrer Endauswahl, die Shortlist wurde vor drei Wochen erstellt. Sie wollten etwas auf sich Bezogenes. Nicht zu modern soll's sein und nicht zu kalt. Und es soll nicht blass gut aussehen, es soll auch alltagstauglich sein. Das Paar entscheidet sich für das Sofa Flösch in Braun und das Fernsehtischchen Lenkersee aus Glas. Dann das lange Warten. Heidi lenkt sich mit Balkonarbeit ab: putzen und Geranien pflegen. Endlich wird das Bettsofa Flösch geliefert. Hauswart Bubi beobachtet, dass das alte Doppelbett danach nicht entsorgt wird. Die machen nur mehr auf Fassade, denkt sich Bubi. Mit seiner neuen Flamme Ida überlegt er sich, ob zwischen Heinz und Heidi noch was läuft: Sex zum Beispiel. Teilen sich die auch mal das Bett? Oder haben sie die Wohnung in zwei Zonen aufgeteilt, wie das heute gang und gäbe ist. Eine Zone für Heidi und eine für Heinz. Der aufgemöbelte Alltag beginnt mit der obligaten Feier. Aus Lenk kommt keiner, ein Arbeitskollege von Heinz konnte nicht, ein paar Freunde aus Bern werden erwartet. Hauswart Bubi bleibt aussen vor. Sie gehen Bubi aus dem Weg. Heinz und Heidi ziehen sich immer mehr aus dem Dorfleben in ihre kleine Intimsphäre zurück. Ist nicht ihr Ding hier. Das Freizeitangebot kannst du gleich vergessen, erzählt Heidi nach Bern. Spiez ist nicht weit. Aber Spiez ist blöd. Sie passen auch dort nicht hin. Klar, würden sie in Bern leben, gäb's ab und an mal einen Kinoabend, bestimmt dreissig Kinos gibt's dort zur Auswahl. Hier gibt's gerade mal eins. Sonst würde alles beim Alten bleiben. Umso wichtiger ist für Heidi der Blick nach innen. Sie will es den Austern und Häuschenschnecken gleich tun. Sie will sich einpassen und anpassen.

Intim sein mit sich, mit Heinz und mit ihrem Sofa, dessen Rahmen aus einheimischem Holz gesägt wurde. Heidi freut sich über ihr Stück Lenker Natur im Wohnzimmer. Es ist Sommer. Die Fenster sind sperrangelweit offen und Hauswart Bubi macht sich jetzt öfters unter dem Fenster am Brunnenschacht zu schaffen. Er fragt sich, wie sich das neue Sofa wohl auf die beiden auswirkt, und hängt sein Ohr rein.

Aus: Marianne Freidig, Einpassen und Anpassen. In: Literatur de Suisse. Verlagshaus Nodari & Christen, 2004



2001/2002: *Sylvaine Marguier*
Geboren 1955 in Strasbourg.
War die erste französischsprachige LE-Stipendiatin und hat bisher zwei Romane verfasst: «Le mensonge» und «Miracle des jours». Ihre Bücher sind bisher nicht auf Deutsch übersetzt. Lebt und arbeitet in Genf.

Cavalieri ouvre la marche. Jeannette, d'abord indécise, voyant les maîtres en pleine conversation et Bastien ronchon, a rangé son pas à celui de leur cicérome.

Les paillasses goguenards, les mendians, les paresseux marchands les laissent passer. Accroire que protège brume de chaleur que l'on voit autour des cavaliers du désert après l'attaque.

Le comte tend une canne d'aveugle, balaie un passage pour son épouse.

«Si vos maîtres vont un jour à Constantinople, dit Cavalieri à Jeannette, suppliez qu'ils vous emmènent.»

Il raconte ce qu'il y a vu, au lieu de lui montrer le Caire, à la façon dont certains évoquent les plats dont ils se sont régalés à une autre table au lieu de se consacrer à l'assiette qu'ils ont devant eux.

Il fait s'étager Constantinople. C'est la grande rue du caravanséral, ses arcades noires et blanches, les gamins furetant parmi les comptoirs. Là-haut, des tapis par-dessus les balustres, pendus dans le vide, s'irisent devant les hautes croisées, soyeux comme une chair de giroflée, somptueux, immenses, propres à recouvrir une salle de palais.

Jeannette lève la tête vers ces coupole qui coulent des lueurs ivoirines. Elle a dans l'oreille une rumeur de coquillage, dense et continue.

– Saviez vous que beaucoup de ces étoffes viennent d'Europe? Chez vous, à Lyon, il y a des canuts qui travaillent à la gloire du Prophète.

Mme de Gasparin venait droit sur M. Cavalieri.

De quoi parle-t-on?

Parliamo de Constantinople, madame.

La comtesse balance entre cordialité et méfiance. Le garçon, pourtant délicat, presque féminin, lui suggère une bête carnassière. Elle sent des menaces. La pauvre Jeannette ne sait rien des séductions du monde. Avec tournures gracieuses et son prénom de pécheur repentant, ce Magdaleno lui faisait peur.

Aus: Sylvaine Marguier: *Miracle des jours*. Bernard Campiche
Editeur, 2003



2002/2003: Volker H. Altwasser
Geboren 1969 in Leipzig,
aufgewachsen in Greifswald
(ehemalige DDR). Autor eines
Theaterstücks, von Gedichten
und einem Roman («Wie ich vom
Ausschneiden loskam», 2003).
Nach längerem Aufenthalt in
Berlin lebt er heute wieder in
Greifswald.

Aus den Büchern, die ich mit an Bord genommen hatte, hatte ich kurze Textpassagen geschnitten und sie an die Wände meiner Koje geklebt. Las ich sie, sah ich eine Wüste, eine New Yorker Strasse oder ein Birkenwäldchen. Doch mittlerweile brauchte ich sie gar nicht mehr zu lesen, um sie zu sehen. Ich hatte sogar eine Frauenfigur. Sie lag mit durchgestrecktem Oberkörper und gespreizten Beinen auf einem antiken, mit rotem Samt bezogenen Sessel. Früher hatte ein Männerkopf ihre Scham bedeckt und hatten Männerhände die Brüste nach oben gedrückt. Das war das einzige Bild, das ich noch einmal abgenommen hatte. Der Kerl mit der Narbe auf der Schulter hatte dort nichts zu suchen. Es war ein Fehler, ihn auftauchen zu lassen. Zu der Frauenfigur passte der Sessel mit den geschwungenen Lehnen und Beinen aus Mahagoni, aber nicht so ein Revoluzzer. Ich hatte ihn aus dem Bild geschnitten und auf den Akt einen geöffneten Kühlschrank geklebt. Löcher zu schneiden und zu überkleben war einfacher, als eine Figur zu übersehen. Ich sah weg und zog den Vorhang auf, der meine Koje vom Rest des Schiffes trennte. Im Deck stand Sascha, einer der beiden Sanitätsgefreiten, an einen Spind gelehnt und sah auf die unterste Koje, auf der Richard lag und von seiner Heimatstadt Basel erzählte. Regelmässig wurde Sascha vom Spind weg und wieder zu ihm hin gedrückt. Alles bewegliche Gut war vertäut. Ich drehte mich zur Seite und stützte mich auf den Ellenbogen. Sofort wurde mir schwindlig. Ich schloss die Augen und atmete durch. Am leichtesten war schwerer Seegang in der Horizontalen zu überstehen, Füsse zum Bug; wenn die Wellen einfach durch den Körper flossen. Aber ich war auf der Fregatte «Bremen» der deutschen Marine und hatte Dienst zu tun. Es war kurz vor dreizehn Uhr. Ich hakte das Metallgitter aus, das mich vorm Herunterfallen schützen sollte, und setzte mich auf den Kojenrand. Richard, der unter mir lag, war neu an Bord und hatte kein Recht, sich zu beschweren, falls ich auf sein Bettzeug trat, um herunterzusteigen. Ich sprang aber herunter und musste mich an einem Spind festhalten, um nicht umzukippen.

Aus: Volker H. Altwasser: Wie ich vom Ausschneiden loskam.
Kiepenheuer & Witsch, 2003



2003/2004: Peter Kamber
Geboren 1953 in Zürich und dort aufgewachsen. Studium der Geschichte an der Universität Zürich. Heute tätig als Historiker, Schriftsteller und Journalist, schreibt Kurzgeschichten und Biografien. An seinem Roman über die Geheimdienstdreh-scheibe Schweiz schrieb er unter anderem in Berlin, Langenthal und Burgdorf.

Aus dem Manuskript eines Geheimdienstromans von Peter Kamber. Titel und Erscheinungszeit noch nicht bekannt

Frühmorgens, wenn Julia Meier ihren Gatten Jakob Meier aus dem Fenster der billigen Arbeiterwohnung gegen die steilen bewaldeten Felswände blicken sah, zwischen denen Altdorf/Kanton Uri lag, hatte sein knochiges, kantiges Gesicht etwas sehr Unwirsches, trotz der vollen Lippen, derentwegen sie ihn einmal angelächelt und vielleicht sogar geheiratet hatte. Weder sie noch er stammten aus diesem rauen Uri. Unabhängig voneinander waren sie in die Gegend gezogen, weil es in der Eidgenössischen Munitionsfabrik Altdorf freie Stellen gab. Im Werksgelände hatte er sie einmal angesprochen, sauber gekleidet wie sie war, als sie ihren Arbeitsplatz im Direktionsgebäude verliess. Wie bestimmt manche Augenblicke sein konnten. Bald würde die Werkssirene den Beginn seiner und ihrer Morgenschicht verkünden. Streng kämmte er die Haare nach hinten. Über den Ohren schräg bis zur Stirn war die Kopfhaut glattrasiert.

Sie sass noch am Tisch, um ihren Milchkaffee fertigzutrinken, doch sie sah, wie ihr Mann im Bad vor den aufgereihten Zahnbürsten, Tuben und Fläschchen über dem Waschbecken den deutschen Gruss einübte und sich dabei im Spiegelbild beobachtete. Unwillig stand sie auf. Sie fand es unangenehm, wenn er sich auf diese Weise selbst bespiegelte. Als hätte er nur darauf gewartet, dass sie eine Reaktion zeigte, löschte er das Licht hinter sich und kam auf sie zu: «Julia, ich geh dann mal», sagte er und riss vor ihr den Arm hoch. Sie drehte verstimmt den Kopf weg, ohne ein Wort zu sagen.

Aufbrausend rief er: «Wenn einer in der Schweiz deutschfreundlich ist, dann gilt er schon als Landesverräter.»

Sie sagte: «Musst du immer agitieren? Ich kann es nicht mehr hören!» Sie begriff nicht, warum er dauernd Streit suchte. Wenn seine Stimme dröhnte, war es, als redete er gar nicht zu ihr, sondern brauche sie nur, um seine albernen Argumente zu erproben. Sie hörte überhaupt nicht mehr hin. Da wechselte er auf normale Lautstärke, machte ihr aber beleidigt Vorhaltungen, weil sie am Abend nicht mit ihm und den anderen nach Zürich an die Versammlung fahren wolle. Für diesen Anlass band er sich jetzt bereits eine dunkle Krawatte um den hochgeschlagenen Kragen des gemusterten Hemdes. Im Autocar habe es doch noch Platz: «Überleg dir gut, was du tust», sagte er drohend.

«Du weisst genau, weshalb ich nicht komme. Meinst du, ich wolle mich mit euch blamieren!»



2004/2005: Reto Finger
Geboren 1972 in Bern, aufgewachsen im Emmental. Freier Hörspiel- und Theaterautor. Preisträger des Kleist-Förderpreises 2005. Lebt und arbeitet in Zürich.

1. Szene

A.

MARTHA Hast das gehört?
HANS Hab's im Bauch gefühlt
MARTHA Als wäre was in Stücke gerissen
Stille
HANS Kam von der Verbrennungsanlage
MARTHA Kann nicht sein
Kam aber aus dieser Richtung
Hans schaut aus dem Fenster
MARTHA Und?
HANS Nichts
Alles, wie es sein soll
War nicht die Verbrennungsanlage
Kann nicht sein
MARTHA Geh nach draussen auf die Strasse
HANS Wozu denn?
MARTHA Vielleicht braucht jemand Hilfe
So wie das geknallt hat
HANS Ich wüsste nicht, was zu tun wäre
MARTHA Jetzt geh schon
HANS Mir bliebe nur das Glotzen

B.

MARTHA Könntest den Müll mit nach draussen nehmen
HANS Ist noch halb leer
MARTHA Aber er riecht
Als stünde er hier
Seit Tagen
HANS *Schweigt*
MARTHA Und erst die Fliegen
Werden immer mehr
Bei dieser Hitze
HANS Ist nicht die Hitze
Ist die Nähe zum Fluss

Aus: Reto Finger, *Fernwärme*.
S. Fischer Verlag. 2006



2005/2006: Kristof Magnusson
Geboren 1976 in Hamburg.
Verfasser von drei erfolgreichen
Theaterstücken und einem
Roman («Zuhause», 2005). Hat
schon in verschiedenen Städten
gewohnt, u.a. New York City,
Reykjavík und Hamburg. Lebt
und arbeitet in Berlin.

Aus: Kristof Magnusson, Zuhause.
Verlag Antje Kunstmann, 2005

Matilda sagte: «Ich habe mit Svend Schluss gemacht.»
«Was soll denn das?»
«Woher soll ich wissen, was das soll?»
«Als wir vor drei Wochen telefoniert haben, hast du noch gesagt, es sei
schön.»
«Na und?»
«Ihr wolltet euch ein Landhaus kaufen, in Småland.»
«Ja. Mit Kamin. Pff.»
Ich sah sie an, sie sah hinaus, in die gleiche Richtung wie der Taxifahrer. Dann kurbelte Matilda das Fenster herunter, so weit die verbeulte Fahrrertür es zuliess. Kaffeeschlürfende, Asche in den Sturm schnippende Verachtung. Mehr hatte sie nicht übrig für den hehren, vollkommenen, von mir handgecasteten Svend. Einen Moment lang überlegte ich, ob Matilda eine glücksunfähige Diva sei, der man es nie Recht machen könne. Doch dieser Gedanke tat mir weh, woraufhin ich mich noch mehr ärgerte, denn es war ihre Schuld, dass ich nun schlecht über sie dachte.
«Es war eben einfach nur schön. Genau wie er. Er war so schön und intelligent...»
«... und sympathisch», sagte ich.
«Das auch noch! Und dauernd dieses Segeln.»
«Segeln ist doch... schön.»
«Pff!»
«Du hast dir immer jemanden gewünscht, der segeln kann.»
«Das ist es ja gerade. Er kann segeln, hat Stil und ist trotzdem kein Snob. Er hat Geld und ist trotzdem nett; aus guter Familie, aber kein Spiesser; lieb und trotzdem cool; kann immer trinken, muss aber nicht. Er ist alles, was ich mir immer gewünscht habe. Alles gleichzeitig!»
Ich schwieg. Der arme hehre, ganz und gar vollkommene Svend.
«Und daneben dann ich!», fuhr Matilda fort. «Wie ein beflecktes Detail, das man vergessen hat, aus der sauberen schönen Prince-Denmark-Werbung rauszuschneiden.»
«Du hast mit ihm Schluss gemacht, weil du nicht in eine Prince-Denmark-Werbung passt?»
«Ich habe Schluss gemacht, weil er reinpasst.»
«Das kannst du doch nicht ernst meinen.» Ich wusste, dass sie das sehr ernst meinte.